

Thomas Clemens
Die Rungholt-Akte

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-204-4

Copyright © 2017 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.
www.principal.de

Umschlagbild: Steffen Clemens, Thomas Clemens

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Thomas Clemens

Die Rungholt-Akte



PRINCIPAL VERLAG

Ich danke meiner Frau Gudrun und meinem Sohn Steffen für ihre Unterstützung und ihre Ermutigung bei der Verwirklichung des Buches.

Weiterhin danke ich meinen Testleserinnen und -lesern für konstruktive Kritik und Zuspruch.

„Kaum etwas zieht mehr herab als der Größenwahn“

Martin-Gerhard Reisen

Handlungen und Personen dieses Romans sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder schon verstorbenen Personen
wären rein zufällig.

PROLOG

IM SOMMER 1982

Die Anglerin im Heck der Segeljacht beobachtet mit ihrem Fernglas den Strand. Durch den Nieselregen erkennt sie den frühen Badegast. Ansonsten ist um diese zeitige Morgenstunde keine Menschenseele zu sehen.

»Da kommt er«, sagt sie im Flüsterton zur Taucherin, das Fernglas im Schatten ihres breitkrepfigen Hutes verbergend.

»Bist du sicher, dass er es ist?«

»Ganz sicher.«

Der Kopf der im Wasser befindlichen Taucherin ist vor dem Rumpf der Jacht vom Strand aus nicht zu erkennen. Sie sieht auf ihre Uhr. Fünf Uhr zweiundfünfzig. Dann zieht sie die Maske mit dem Mundstück über den Kopf, macht mit der Hand ein Okay-Zeichen zur Anglerin und lässt sich lautlos in die Tiefe sacken. Die Anglerin verfolgt die Blasenspur zwischen den Einschlägen der feinen Regentropfen auf der ruhigen Wasserfläche. Der frühe Badegast geht bereits durch brusttiefes Wasser. Schließlich entfernt er sich mit kräftigen Schwimmszügen mehr und mehr vom Ufer.

»Fahr zur Hölle, Dreckschwein!«, zischt die Anglerin.

SAMSTAG, 27. FEBRUAR 1982

Die *Dærsk Poseidon* pflügt mit gut 20 Knoten durch die nächtliche Nordsee. Tjak Rasmussen, nautischer Offizier, ist seit ein paar Minuten allein auf der Brücke des 30.000-Tonnen-Containerschiffes. Fast 2000 Container haben sie geladen, kommen von Baltimore und werden in wenigen Stunden Hamburg anlaufen. Die Wache scheint ruhig zu verlaufen, denkt Rasmussen. Windstärke 5 bis 6 aus westlichen Richtungen, leichter Regen, mittlere Sicht. Der Wind schiebt, sodass Rasmussen die Leistung der Brennstoff fressenden Dampfturbinen etwas drosseln kann. Seit einigen Minuten ist voraus das Blinksignal des Feuerschiffs *Borkumriff* zu erkennen. Zuvor hatten sie an Backbord das entfernte Lichtermeer der vielen Ölbohrplattformen, die in den letzten Jahren errichtet wurden, passiert. Ein großes Gebiet in der mittleren Nordsee ist seitdem für den Schiffsverkehr gesperrt.

Rasmussens Blick gleitet routiniert über die Instrumente. Uhrzeit 3:32 h MEZ; Position 53°44' N; 5°57' O. In knapp 40 Minuten werden sie das Feuerschiff an Steuerbord passieren. Kurz streift sein Blick die Anzeige für die Wassertiefe: 21 Meter. Die *Dærsk Poseidon* hat einen Tiefgang von gut 10 Metern. Die Nordsee ist auf den nächsten 50 Seemeilen in Richtung Elbemündung mindestens 20 Meter tief. Das weiß Rasmussen auch ohne Seekarte, so oft ist er hier schon gefahren. Das Radar zeigt relativ wenige Signale anderer Schiffe. Zwei dicke Pötte laufen allerdings fast auf Gegenkurs, nur südlicher querab. Rasmussen korrigiert den Kurs leicht nach Norden, um auszuweichen, sodass er das Sperrgebiet in nur einer halben Seemeile Abstand passieren wird – alles Routine. Wenn sie in zwei Stunden das dicht befahrene Gebiet im Bereich der Weser- und Elbemündung erreichen, ist seine Wache längst vorbei. Er wird anschließend etwas essen und sich ein paar Stunden aufs Ohr hauen. In Hamburg wird er nach zwei Monaten auf See von Bord gehen, den nächsten Zug nach Århus nehmen und endlich Lærke, seine Frau, in die Arme nehmen und den verdienten Urlaub mit ihr genießen. Einen Augenblick denkt er an zu Hause, an seine Familie, schweift mit seinen Gedanken ab, bis ein leichtes

Grummeln durch das Schiff geht. Als langjähriger Fahrensman hat Rasmussen ein feines Gespür für die kleinsten Veränderungen wie ungewöhnliche Vibrationen, Geräusche oder Bewegungen. Wieder Ärger mit den verdammten Turbinen!, ist sein erster Gedanke. Das hatte ihm gerade noch gefehlt, so kurz vor dem Ende der Reise. Die Reederei erwägt seit einiger Zeit, ihre Flotte nach und nach auf sparsamere Dieselmotoren umzustellen, was Rasmussen ganz recht ist. Erneut gleitet sein Blick über die Instrumente. Der Kurs ist unverändert, aktuelle Position jetzt 53°47' N; 6°04' O, Geschwindigkeit über Grund: 19 Knoten. Wassertiefe nur 12 Meter! Ehe Rasmussen reagieren kann, ertönt bereits der Warnton für eine zu geringe Wassertiefe. Das kann nicht sein!, durchfährt es den erfahrenen Seemann. Kurs und Position sind korrekt oder stimmt etwas mit den Instrumenten nicht? Hier ist weit und breit keine Untiefe. Ein weiteres Vibrieren, jetzt deutlicher, geht durch das Schiff. 10,5 Meter zeigt der Tiefenmesser. Die Geschwindigkeit sinkt bei gleicher Maschinenleistung. Dann schrammt das Containerschiff mit einem heftigen Vibrieren über den Meeresgrund und sitzt schließlich fest.

MONTAG, 1. MÄRZ 1982

Christoph Westfalen schiebt sein Rad an dem imposanten vierstöckigen Betongebäude entlang. Er blickt an der Fassade empor. Das Institut für Küstengeologie und Meeresökologie, angeblich eine der besten Adressen auf dem Gebiet der Küsten- und Umweltforschung. Nun hat es ihn also nach Kiel in den hohen Norden verschlagen, ihn, Christoph Westfalen aus Bremen, 25 Jahre alt, elf Semester Biologie auf dem Buckel, Schwerpunkt Meeresbiologie. Obwohl an der Ostsee gelegen, erstreckt sich das Forschungsgebiet des Instituts im Wesentlichen auf die Nordsee, aber auch auf überseeische Küstenregionen.

Direkt vor dem Gebäude befinden sich zwei markierte Parkplätze, reserviert für die Herren Doctores Vilbert und Herrling, wie zwei glänzende Messingschilder an der Hauswand anzei-

gen. Auf Doktor Herrlings Platz steht ein weißer Mercedes älteren Baujahrs. 300 SEL, verkündet der verchromte Schriftzug an der Kofferraumklappe. Die Karre hat echt Stil, denkt Christoph. Doktor Heinrich Vilbert, der Inhaber und Institutsleiter, bei dem er sich heute Morgen melden soll, scheint noch nicht da zu sein. Sein Parkplatz ist leer. Christoph stellt sein Rad in den Fahrradständer neben dem Eingangsportal, schließt ab und zieht die abgewetzte Aktentasche vom Gepäckträger.

Die Nordsee, ein flaches Randmeer des Nordatlantiks, um das es ziemlich schlimm bestellt ist, sinniert er. Gift- und Nährstofffrachten aus den großen Zuflüssen, jahrelange Verklappungen von Chemieabfällen, Ölverschmutzungen durch die massive Ölförderung haben großen Teilen der Nordsee heftig zugesetzt. Und was würde er tun? Seine Diplomarbeit schreiben, Nährstoffeinträge und Gewässerzustände bilanzieren und dokumentieren. Bestandsaufnahmen, immer nur Bestandsaufnahmen. Was ändern müsste man! Eine wissenschaftliche Zukunft an einem subtropischen Meer hätte ihm ohnehin besser gefallen. Korallen, Artenreichtum, warmes, türkis schimmerndes Wasser, südländische Lebensart, das wär's gewesen, denkt er ein wenig wehmütig, aber eine solche Gelegenheit hatte sich leider nicht ergeben.

Irgendwo im Gebäude erklingt ein heller Signalton, als Christoph den Klingelknopf betätigt. Kurz darauf ertönt das Surren des automatischen Türöffners und reißt ihn endgültig aus seinen pessimistischen Gedanken. Er drückt die Glastür auf und betritt das Foyer. Anmeldung in der 1. Etage/Frau Sommerhuhn, steht auf einem Messingschild.

Passend zum grauen Montagmorgen, die missgelaunte Chefsekretärin, denkt Christoph, als er Frau Elisabeth Sommerhuhn in ihrem Büro erblickt. Sie könnte Mitte 40 sein, griesgrämiger Blick, langweilige, dackelfarbige Frisur, altbackene Klamotten, unvorteilhafte Figur.

»Guten Morgen, ich ...«

»Ach Gott, Sie müssen Herr Westphal sein. Sie sind ja viel zu früh«, sagt sie mit ungnädigem Unterton.

»Westfalen!«, verbessert Christoph.

»Wie bitte?«

»Nicht Westphal, Westfalen, wie Nordrhein-Westfalen, heiße ich, wie das Bundesland. Kennen Sie das?«, korrigiert er sie, meint es witzig und lächelt.

Sie aber blickt ihn an, als habe er an ihren Schreibtisch gepinkelt. »Haben Sie Ihr polizeiliches Führungszeugnis dabei?«, fragt sie streng.

Sie wollen es tatsächlich sehen, denkt Christoph, kramt in seiner Aktentasche und reicht es ihr.

»Gut, Herr Westfalen!« Sie spricht seinen Nachnamen jetzt mit berzeichneter Betonung aus. »Ich werde gleich jemanden anrufen, der sich um Sie kümmert.« Sie legt ihre Zeitung raschelnd beiseite, klemmt sich den Telefonhörer unter ihr fleischiges Kinn und tippt eine dreistellige Nummer in ihr weinrotes Telefon. »Frau Bliesen, Ihr Student ist schon da. Wenn Sie vielleicht mal ... ja genau.« Sie knallt den Hörer auf den Apparat. »Sie kommt gleich, Herr Westfalen. Sie können auf dem Gang auf Frau Bliesen warten und schließen Sie bitte die Tür, wenn's recht ist. Ich melde mich heute Nachmittag bei Ihnen, wenn ich Ihren Arbeitsvertrag fertig habe.«

»Ich soll mich doch zuerst bei Herrn Doktor Vilbert vorstellen.«

»Der kommt erst um zehn und dann hat er einen Termin. Außerdem glaube ich kaum, dass Herr Doktor Vilbert Sie persönlich empfangen wird.« Sie zieht zweifelnd eine Augenbraue hoch, bevor sie die Zeitung vors Gesicht hebt.

Christoph steht in der Tür. Ihm fällt eine der fetten Überschriften in der Zeitung ins Auge: *Containerfrachter mitten in der Nordsee gestrandet*. Ein etwas kleinerer Untertitel lautet: *Geheimnis um rätselhafte Untiefe*. Elisabeth Sommerhuhn blickt ungnädig über den Rand ihrer Zeitung. Christoph verlässt endlich ihr Büro.

»Hey, ich bin Ricarda Bliesen, soll mich um Sie kümmern«, erklärt die zierliche Frau mit dem blonden Kurzhaarschnitt, strahlend weißem Laborkittel, verwaschenen Jeans und braunen Lederstiefeln. Christoph schtzt sie auf Anfang 30.

»Christoph Westfalen, wie das Bundesland«, entgegnet er.

»Gut, Herr Westfalen, kommen Sie erst mal mit, bin auch gerade erst da.« Sie geht vor ihm her auf das Treppenhaus zu.

In Frau Bliesens Büro im Erdgeschoss stehen zwei Schreibtische, der eine am Fenster, voller Papiere und aufgeschlagener Fachbücher, daneben ein grünes Telefon, sowie ein Aschenbecher mit einer einzelnen ausgedrückten Kippe. Der andere Schreibtisch ist aufgeräumt, nur eine ältere Schreibmaschine steht am Rand. Kein Telefon, dafür ein dickes gelbes Wörterbuch, Italienisch - Deutsch. Drei Stühle, über einem davon hängt eine abgewetzte Motorradjacke, ein Palästinensertuch und ein Jutebeutel, darunter weiße Clogs. Auf einem halbhohen Aktenschrank gluckert eine betagte Kaffeemaschine. Daneben steht eine improvisierte Sparbüchse mit der Aufschrift: *Chauvikasse*. Aha, da weiß ich ja Bescheid, denkt Christoph.

»Sie können den Schreibtisch benutzen, bis meine Kollegin wiederkommt. Sie hat gerade Urlaub.« Sie hat sich inzwischen auf den Stuhl mit der Motorradjacke gesetzt und ein Bein angezogen, um ihren rechten Stiefel auszuziehen. »Kaffee läuft durch, Becher sind dort im Schrank.« Mit einem Ruck zieht sie den Stiefel aus. Ein zierlicher Fuß mit blutrot lackierten Nägeln kommt zum Vorschein. Sie zupft die stecken gebliebene Wollsocke aus ihrem Stiefel. Christoph sieht etwas zu lange auf ihren entblößten Fuß. Sie blickt auf. »Ist was? Noch nie 'n Fuß gesehen?«

»Nee, äh Entschuldigung«, stammelt Christoph und öffnet den Schrank wegen des Kaffeebechers.

»Frau Bliesen, man sagte mir, Herr Doktor Vilbert würde später kommen und habe danach einen Termin?«

»Ja, das hat Zeit, ich zeige Ihnen zunächst das Labor. Von mir aus können wir uns duzen, wenn das für Sie in Ordnung ist.« Er nickt. »Ich bin Rica, eigentlich Ricarda, aber alle nennen mich nur Rica, und jetzt lass uns erst mal in Ruhe einen Kaffee trinken und eine rauchen.« Sie hatte inzwischen die Stiefelprozedur beendet und war in die weißen Clogs geschlüpft.

»Gut, ich bin Christoph.« Sie nickt und lächelt das erste Mal an diesem Morgen. »Fahren Sie ... äh, fährst du Motorrad?«, fragt er.

»Wieso? Ach wegen der Jacke, nein, nein, ich habe nur einen alten R4, meine Studentenkarré, von der ich mich einfach nicht trennen kann. Im Grunde wäre längst ein neues Auto fällig.«

»Das ist mein Reich, die instrumentelle Analytik«, erklärt Rica nicht ohne Stolz, als sie Christoph durch die ausgedehnten Laborbereiche im Erdgeschoss führt.

Eine Reihe verschiedener Instrumente erfüllen den Raum mit sonoren, technischen Geräuschen. Christoph zählt ein Dutzend weißbekittelter Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die dort arbeiten.

Rica ruft in den Raum: »Hallo, Leute, könnt ihr mal kurz rüberkommen? Das ist Herr Christoph Westfalen, unser neuer Kollege. Will bei uns seine Abschlussarbeit für die Uni machen, Fachbereich Meeresbiologie. Nur, dass ihr Bescheid wisst.« Christoph schüttelt ein paar Hände, erntet freundliche Blicke oder einfach zustimmendes Nicken. Ansonsten sind seine neuen Kollegen recht zurückhaltend. Rica führt ihn durch weitere Laborräume. »Die Nasschemie ist oben in der 1. Etage untergebracht und da vorne in dem Raum befindet sich das Biolabor.«

Christoph erblickt einen Schneide- und Seziertisch, einen Brutschrank, zwei Mikroskope und mehrere Kühlschränke und Kühltruhen. Ansonsten arbeitet an diesem Platz niemand. »Gibt es bei euch keinen Biologen?«, fragt er.

»Doch grundsätzlich schon. Doktor Kuhn, ein Mikrobiologe. Aber der ist für ein paar Monate in Holland, arbeitet an einem Sonderprojekt. In der nächsten Zeit kannst du dich in diesem Bereich allein austoben.«

»Was stinkt hier denn so?«

»Eine der Kühltruhen, wir müssen sie noch einmal ordentlich reinigen. Wir hatten eine Zeit lang diese ekligen Fische voller Geschwüre aus der Nordsee da drin. Sollten bei uns untersucht werden. Übers Wochenende fiel der Strom aus und am Montagmorgen fanden wir eine ziemliche Schweinerei vor.« Sie geht schnell weiter. »Dort ist das Sedimentlabor und die Probenvorbereitung.« Sie weist auf einen sportlich wirkenden Typ, der an einer mannshohen Apparatur montiert. Er hat breite Schultern und einen blonden Kurzhaarschnitt. Rica stellt Christoph vor und erklärt: »Phill ist Geologe ... also wird vielleicht mal irgendwann einer. Wenn er so weitermacht, dauert das allerdings«, stichelt sie.

Phill hat ein schlammbeschmiertes Kunststoffrohr in der Hand

und tut so, als wolle er es an Ricas strahlend weißen Kittel abwischen. Sie weicht ihm knapp aus. »He, du spinnst wohl!«

Phill grinst und drückt Christoph die Hand. »Phillipp Meinicke, Kandidatus der Geologie, 45. Semester«, lacht er. »Als Meeresbiologe bist du doch bestimmt auch Wassersportler?«

»Na ja, früher Rudern, letzten Sommer Tauchkursus.«

»Und wie sieht es mit Segeln aus?«

»Eher nicht.«

»Okay, Jungs«, mischt sich Rica ein, »ich sehe schon, bei euch bahnt sich eine intensive Männerfreundschaft an.« Sie zwinkert Phill zu. Der verzieht das Gesicht. »Ich habe zu tun, bin nebenan«, verkündet sie und verschwindet im Durchgang.

Phill sagt: »Nicht verkehrt, wenn wir einen haben, der tauchen kann. Vor allem, wenn er sich in die trübe Stinkbrühe von Nordsee traut.«

»Ist es denn so schlimm?«, hakt Christoph nach.

»Das fragst du als Meeresbiologe? Na, in diesen Proben lebt so ziemlich nichts mehr.« Er zeigt auf einige Kunststoffgefäße mit schwarzgrauen Sedimentproben. »Kannst mir mit den Sedimentkernen helfen und dir das Zeug gleich mal angucken, damit du einen Eindruck kriegst. Aber zieh dir vorher lieber einen Kittel und Handschuhe an.«

Die beiden arbeiten eine Zeit lang zusammen, drücken die Sedimentkerne aus den Beprobungsrohren, pressen das Porenwasser ab und präparieren die Schlamm- und Wasserproben zur Analyse.

»Wie bist du überhaupt an unser Institut herangekommen? Ist Bremen nicht ein recht gutes Pflaster für Meeresbiologen?«

»Wollte mal raus aus der Uni und muss darüber hinaus ein bisschen Geld verdienen. Mein Prof hat mich an euer Institut vermittelt.« Christoph erzählt ihm von seinen Plänen zur Erstellung seiner Arbeit.

»Am besten, du hältst dich erst mal an Rica. Im Bereich der Analytik macht ihr keiner etwas vor und sonst ist sie ja auch ein ganz erfreulicher Anblick.« Er sieht Christoph herausfordernd an. Der grinst.

»Meine erste Begegnung mit der Sekretärin vom Chef war allerdings nicht besonders erhebend.«

»Du meinst die Wintergans?«

»Wen?«

»Frau Sommerhuhn. Wir nennen sie nur Wintergans, weil sie sich so zickig benimmt, aber lass es sie niemals hören.«

Später am Vormittag gehen Christoph und Rica durch den Flur im Erdgeschoss. »Gut, dann lass uns mal unseren *Kellerkindern* einen Besuch abstatten, könnte ganz interessant für deine Arbeit werden«, verkündet sie und geht vor ihm die Stufen hinab. Vor der Tür mit der Aufschrift: *Rechenanlage – Zutritt nur für Befugte und Rauchen verboten* bleibt sie stehen. »Doktor Herrling ist Mathematiker, zweifellos ein Genie. Kaum einer von uns versteht so richtig, was er hier unten macht. Jedenfalls ist er besessen von der Idee, die komplexen Strömungsverhältnisse der Nordsee mathematisch zu modellieren. Man munkelt, wir hätten einen größeren Forschungsauftrag aus der Industrie. Auf den ersten Blick mag Doktor Herrling dir ein bisschen seltsam vorkommen, aber er ist echt ein netter Kerl und immer hilfsbereit.« Sie klopft an die Tür und tritt ein.

Warme Luft wallt ihnen entgegen. Ein gleichförmiges Fiepen und Rauschen tönt aus einer Reihe von Schaltschränken, in denen sich, hinter Glasfenstern sichtbar, Spulen mit Magnetbändern befinden. Gelegentlich bewegen sie sich in einem merkwürdigen Rhythmus. Im Hintergrund tippen zwei Mitarbeiter konzentriert auf ihren Konsolen herum. Ein weiterer Mann, wohl Anfang 50 kommt auf sie zu und blickt sie durch seine dicken Brillengläser an. Er trägt ausgebeulte Hosen, ein altmodisches verwaschenes Hemd aus den frühen Siebzigern unter einer dunkelgrünen Strickweste.

»Herr Doktor Herrling, ich störe ja nur ungern Ihre Kreise, aber ich möchte Ihnen Herrn Westfalen, unseren neuen Diplomanden, vorstellen. Er studiert Meeresbiologie und möchte eine Arbeit über die Schadstoffverteilung in der Nordsee und ihre Auswirkungen auf das Zooplankton, oder so ähnlich, anfertigen.«

Doktor Herrling blickt ein wenig verwirrt, als müsse er erst seine Gedanken ordnen. »Meeresbiologe, sehr schön, sehr schön,

jemand mit guten Kenntnissen der marinen Mikrobiologie fehlt uns im Moment. Willkommen.«

Er reicht ihm die Hand. Auch seine beiden Mitarbeiter kommen kurz herüber. Der ältere, ein ernster Typ, stellt sich knapp mit dem Namen Ahrens vor. Der andere wirkt jünger als Christoph und kommt fast ein bisschen zu locker herangeschlendert.

»Andi Emmelmann, Moin, Moin«, stellt er sich vor.

Rica begrüßt ihn nur mit einem lässigen »Hey, Ömmel!«

Ein ziemlich großer Plotter im Hintergrund fängt geräuschvoll an zu arbeiten, zeichnet ein Reliefmuster auf einen riesigen Bogen Papier.

»Ah, endlich spuckt die Maschine etwas aus«, merkt Herrling an. Er gibt seinen beiden Mitarbeitern ein Handzeichen. »Den ganzen Vormittag haben wir den Rechner mit den aktuellen Daten gefüttert«, erläutert der Mathematiker mit einem begeisterten Flackern hinter seinen Brillengläsern.

Christoph nickt, sieht sich interessiert um. »Was ist das für eine Grafik, die dort entsteht?«, fragt er.

»Sie zeigt das Sedimentationsverhalten während einer Tide in einem bestimmten Abschnitt der Nordsee. Mit jeder Flut werden einige Hunderttausend Tonnen Sedimente über den Meeresgrund der Nordsee bewegt, sozusagen hineingespült in die Flachwassergebiete. Am Scheitelpunkt, wenn die Tide steht, beginnen die Schwebstoffe sich abzusetzen, aber mit dem ablaufenden Wasser wird fast alles wieder hinausgespült. Wir versuchen herauszufinden, welchen Einfluss Wassertiefe, Schwebstoffbeschaffenheit, Temperatur und so fort auf das Sedimentationsverhalten haben. Dahinter, Herr Westfalen, verbirgt sich mehr als der Laie vermuten mag. Nur mithilfe solcher Rechenmaschinen sind wir in der Lage, solch eine Darstellung wie diese zu gewinnen.« Er weist auf einen weiteren riesigen Ausdruck, der das Gebiet der Deutschen Bucht mit einem Gitternetz aus komplizierten Kurven und Richtungspfeilen zeigt. »Hierbei handelt es sich um ein Isotachenfeld, das sind Linien gleicher Strömungsgeschwindigkeit, bei auflaufender Tide der östlichen Nordsee. Anhand eines von mir entwickelten Rechenverfahrens können wir daraus den Verlauf der Stromlinien und die Staupunktströmung in der Nähe der Küsten darstellen.«

Herrling scheint jetzt aufgetaut zu sein, ist nun ganz in seinem Element und nicht mehr zu bremsen. Immerhin fällt ihm Christophs verwirrter Blick auf. »Nun ja, um es vereinfacht auszudrücken, für eine dieser Grafik zugrunde liegende Berechnung bräuchten Sie ein Blatt Papier, so groß wie zwei Fußballfelder. Für ein armseliges menschliches Hirn wäre es eine schier unlösbare Aufgabe, so etwas auszurechnen. Unsere Maschine jedenfalls schafft das in kürzester Zeit und setzt die Ergebnisse gleich grafisch um.«

Christoph hat interessiert zugehört. Jetzt blickt er auf eine einzelne graue Konsole, an die ein Kassettenlaufwerk, eine sogenannte Datasette, angeschlossen ist.

»Und was machen Sie damit? Ist das nicht ein Commodore?«

Doktor Herrling nickt heftig. »Ja, der VC 20. Ich benutze ihn zum Programmieren. Ist aber schon wieder veraltet, die Entwicklung geht ja rasend schnell. Das Nachfolgemodell wurde im Januar auf der Computermesse in Las Vegas vorgestellt. Ich war selbst dort, als Commodore das Gerät präsentierte. 64 Kilobyte Arbeitsspeicher, sagenhaft was? Kommt leider erst im nächsten Jahr auf den deutschen Markt. Die Amis glauben, solchen Heimcomputern, wie sie neuerdings genannt werden, gehört die Zukunft.« Er schüttelt zweifelnd den Kopf, als könne er es sich nicht vorstellen.

Rica und Christoph nähern sich der Werkstatt, nachdem sie das Rechenzentrum verlassen haben. Durch die geschlossene Tür hört man Musik, *You Ain't Seen Nothing Yet* von Bachman-Turner Overdrive. Sie klopft gar nicht erst an, tritt gleich ein und macht das Kassettenradio auf dem Regal leiser. Auf der Werkbank befinden sich elektronische Geräte, ein Oszilloskop, Elektrikerwerkzeug und ein randvoller, aus einer aufgeschnittenen Coladose gefertigter Aschenbecher. Über einer Stuhllehne hängt eine verblichene Armyjacke und ein Palituch. Es riecht ziemlich stark nach Benzin.

»Maiki, was machst du hier eigentlich? Schnüffelst du Uhu oder was ziehst du dir gerade rein?«, ruft Rica.

Ein recht kräftiger, dunkelhaariger Typ steht auf der anderen Seite des Raumes und wickelt eilig einen öligen Lappen

um etwas, das nach einem Motorradvergaser aussieht. Neben ihm auf der Werkbank liegt eine zerfledderte Bedienungsanleitung des VEB Motorradwerk Zschopau.

»Friede den Hütten, Genossen!« Er reckt ihnen zum Gruß die geballte Faust entgegen.

»Rede nicht so einen Scheiß und außerdem würde ich ja mal besser aufpassen, wenn ich meinen Privatkram während der Arbeitszeit mache. Wenn dich die falschen Leute erwischen, kriege ich nachher Ärger und woher kommt der Benzingestank?« Sie macht das Kellerfenster weit auf. Kühle Luft strömt herein. »Also, das ist Christoph Westfalen, fängt heute als Diplomand an. Maik Schack, unser Haustechniker. Nebenbei spielt er ganz passabel Gitarre.«

»Passabel?«, entrüstet sich Maik.

»Schon klar, Jimi Hendrix war nichts gegen dich«, verbessert Rica.

»Klingt gleich besser«, blafft Maik und reicht Christoph lässig die Hand.

Später, als sie draußen sind, erklärt Rica: »Maik kenne ich recht lange. Er hat ein paar Mal mein Auto repariert. Er ist auch erst seit zwei Monaten bei uns, ist ein super Techniker. Vom Türschloss bis zum Gaschromatografen kriegt der alles wieder hin. Ich selbst habe ihm die Stelle besorgt. Im Grunde träumt er von einer Karriere als Rockstar.« Sie schüttelt den Kopf und ergänzt etwas ärgerlich: »Manchmal ist er leider ein ziemlicher Spinner.«

Danach führt Rica ihn durch die zweite und dritte Etage, klopft aber nur an wenige Türen und stellt ihn kurz einigen Angestellten vor. »Unsere Ingenieurabteilung. Mit denen wirst du wahrscheinlich selten zu tun haben. Und in dem Flur ist die kaufmännische Abteilung. Die meisten hier kenne ich selbst nur flüchtig vom Sehen«, räumt sie ein und weist auf eine Glas-tür, die in einen Seitenflügel des Hauptgebäudes führt. *Exploration* steht da mit schwarzen Lettern. »Die Explorationsabteilung ist ein neues Standbein des Institutes. Dort sitzen ein paar Wissenschaftler, die sich mit der Erforschung von Lagerstätten befassen. Die sind häufig auf Reisen. Mit ihnen haben wir im Moment kaum etwas zu tun«, erklärt sie und geht weiter.

Nach der Mittagspause sitzen Rica und Christoph in ihrem Büro und trinken Kaffee. Rica zieht an ihrer Zigarette, als ihr Telefon klingelt. Sie sucht es unter dem Papierhaufen auf ihrem Schreibtisch.

»Bliesen, Institut für Küstengeologie ... ach Sie sind es, Frau Sommerhuhn. Ja, er ist bei mir. Ja, ich gebe ihm gleich Bescheid.« Sie legt auf. »Du sollst mal zur Wintergans hochkommen. Sie hat deinen Arbeitsvertrag fertig.«

»So, Herr Westfalen, lesen Sie sich alles gründlich durch, auch den Zusatz zu Ihrem Vertrag. Danach geben Sie mir die Durchschläge unterschrieben zurück.« Frau Sommerhuhn reicht ihm die Papiere. »Herr Doktor Vilbert hätte um 17:30 Uhr Zeit für ein kurzes Gespräch in seinem Büro«, sagt sie streng.

Also doch, denkt er mit Genugtuung. Die Tür zum Nachbarzimmer, dem Büro von Doktor Vilbert, ist angelehnt. Daraus hört man eine erregte Männerstimme, offensichtlich beim Telefonieren. »Natürlich habe ich Zeitung gelesen. Was denken Sie ... Nein, ich habe im Moment keine Erklärung für eine Untiefe im Fahrwasser ...« Mehr bekommt Christoph nicht mit, weil die Sommerhuhn ihn ungnädig anblickt und er es für geboten hält, zügig ihr Büro zu verlassen.

Christoph studiert seinen Arbeitsvertrag und die Zusatzerklärung, die er ebenfalls unterschreiben soll. Unter anderem wird er zur Verschwiegenheit nach außen über jegliche Projekte und Aktivitäten des Instituts verpflichtet. Auch gegenüber den Kollegen, die nicht direkt mit dem betreffenden Projekt zu tun haben, ist Stillschweigen zu wahren. Sämtliche Messdaten, Forschungsergebnisse und Texte im Zusammenhang mit seiner Diplomarbeit müssen von der Institutsleitung genehmigt werden, bevor sie an seine Universität weitergeleitet werden. Es ist streng verboten, Unterlagen oder Datenträger des Instituts ohne Genehmigung der Institutsleitung mit nach draußen zu nehmen. Bei Verstoß gegen den Inhalt dieser Erklärung behält sich das Institut rechtliche Konsequenzen vor.

Du meine Güte, wo bin ich denn hier gelandet?, denkt er. Er hatte sich schon gewundert, dass er zum Antritt seiner Stelle ein polizeiliches Führungszeugnis benötigt. Was soll's, sagt er

sich. Er braucht den Job, die Arbeitsbedingungen scheinen akzeptabel zu sein, die Bezahlung ebenfalls und er hat eine nette Kollegin. Er sieht einen Augenblick zu ihr hinüber, wie sie konzentriert an ihrem Schreibtisch sitzt und über einer Auswertung brütet.

Plötzlich sieht sie auf. »Ist was?«

»Nein, ich muss nur erst einmal meinen Arbeitsvertrag und diesen Anhang verdauen.«

Sie zuckt mit den Schultern. »Das mussten wir alle unterschreiben.« Sie wendet sich wieder ihrer Arbeit zu.

Dann ist es wohl so, denkt Christoph und setzt seine Unterschrift unter die Papiere. Trotzdem bleibt ein eigenartiges Gefühl, als ob er sich soeben einer verschworenen Gemeinschaft ausgeliefert hat.

»Treten Sie ein, Herr Westfalen«, fordert Doktor Vilbert ihn auf, nachdem Frau Sommerhuhn ihn durch die geöffnete Tür angekündigt hatte. Es ist dieselbe Stimme, die Christoph drei Stunden zuvor hinter der angelehnten Tür vernommen hatte. Vilbert ist deutlich älter, als er gedacht hatte. Er schätzt ihn auf Mitte sechzig. Dennoch scheint er recht agil zu sein. Er ist hager und von seltsam aufrechter Körperhaltung, wirkt auf eine gewisse Art herrisch, mit einem Schmiss im Gesicht, jene durch Messuren der Studentenverbindungen davongetragene Narbe. Ein Gesicht wie in Stein gemeißelt.

Vilberts Büro ist riesig. Ein dunkler Schreibtisch, auf dem eine aufgeschlagene Tageszeitung liegt. Die Seite zeigt eine Luftaufnahme von einem Containerschiff auf hoher See, davor ein Bergungsschlepper. Hinter dem Schreibtisch erstreckt sich ein offener, bis zur Decke reichender Aktenschrank. Vor der Fensterfront stehen mehrere Ablagetische mit quadratmetergroßen Ausdrucken. Auf der anderen Seite befindet sich eine kostbar anmutende kleine Bibliothek, davor eine dunkelbraune Sitzgarnitur mit Tisch. Ihm wird allerdings kein Platz angeboten.

»Haben Sie sich heute ein wenig mit unseren Einrichtungen vertraut machen können?«, fragt er mit knarrender Stimme. Christoph berichtet davon, dass Frau Bliesen ihn herumgeführt habe. Auch, dass er bereits die Rechenanlage im Keller gesehen habe

und sehr beeindruckt von den Ausführungen des Herrn Doktor Herrling sei. »Gut, gut, Herr Westfalen, Frau Bliesen wird Sie in den ersten Wochen unter ihre Fittiche nehmen. Ihre Diplomarbeit wird ein wichtiges Detail innerhalb eines größeren Forschungsauftrages. Daher werde ich anfangs persönlich ein Auge darauf haben. Über den Fortgang Ihrer Arbeit berichten Sie mir alle vierzehn Tage, am besten immer am Montag um diese Zeit. Und ansonsten beachten Sie bitte ausdrücklich, was Sie unterschrieben haben, hinsichtlich der Geheimhaltung. Kein Wort nach draußen zu den Projekten, an denen wir hier arbeiten. Wir haben sehr wichtige und einflussreiche Kunden.« Er blickt ihm einen Augenblick durchdringend in die Augen.

Christoph hält seinem Blick stand. »Natürlich, Herr Doktor Vilbert«, hört er sich sagen.

»Gut, dann machen Sie sich in den nächsten Tagen mit den gängigen Arbeitsabläufen vertraut.« Vilbert öffnet die Tür seines Büros und komplimentiert ihn mit einer entsprechenden Handbewegung hinaus.

Es dämmt schon, als Christoph endlich das Institut verlässt. Als er gerade sein Fahrrad aufschließen will, ertönt eine Autohupe. Neben ihm bremst ein beigefarbener R4 mit Rostflecken. Das Auto ist vollgepflastert mit den üblichen Aufklebern der linksalternativen Szene: *Atomkraft? Nein Danke*, ein Venussymbol mit dem Schriftzug *Frauenpower* und *Nein zum Nato-Doppelbeschluss* mit durchgestrichenen Atomraketen und einer Karikatur von Ronald Reagan. Rica dreht die Scheibe herunter. »Soll ich dich irgendwohin mitnehmen bei dem Mistwetter?«

»Nicht nötig, ich bin Schmerzen gewohnt«, ruft er zu ihr hinüber.

Sie lacht. »Dann bis morgen, schönen Feierabend«, wünscht sie und fährt davon.

Christoph rollt die abschüssige Straße zum Fördeufer hinab. Ihm graust ein wenig davor, in Tante Bertas Wohnung, in das ungemütliche kleine Gästezimmer zurückzukehren, welches wohl für die nächsten Monate seine Bleibe sein wird. Er ist restlos pleite. Seit zwei Semestern kein BAföG mehr, Vater arbeitslos, das letzte Geld im Sommer für den Trip nach Marokko und für

den Tauchkursus auf den Kopf gehauen. In den Semesterferien keinen Job gekriegt. Dispo ausgeschöpft, Geschwister angepumpt – Ende. Und von Uta, seiner letzten Freundin, die aus einem wohlhabenden Haus stammt und ihn finanziell unterstützt hatte, hatte er sich getrennt. Sie lebt jetzt in München, hat einen tollen Job als Architektin und er hängt hier pleite im kalten Norden rum, denkt er verdrossen. Da blieb nur noch Tante Berta, die ihn freundlicherweise bei sich aufgenommen hat, für ein kleines Kostgeld, damit er zumindest sein Studium beenden kann.

Die Bezahlung im Institut ist eigentlich ganz passabel. Allerdings würde das erste Geld ja erst in vier Wochen fließen. Eine ziemliche Durststrecke, wenn er darüber nachdenkt, dass er noch ganze 40 Mark besitzt. Es wird Monate dauern, bis er wieder in die schwarzen Zahlen kommt. Christoph hat die Förde, um die sich die Stadt Kiel erstreckt, umrundet. Kalter Gegenwind bläst ihm nun ins Gesicht. Voraus erscheint die rostige Landschaft der strauchelnden Werft. Ein einziger Auftrag, ein riesiger Ponton, an dem geschweißt wird, liegt auf den Helgen. Er biegt in die Straße ein, in der Tante Bertas Wohnung liegt. Das ganze Stadtviertel oberhalb der Werft war im Deutschen Kaiserreich errichtet worden, als die Marine im großen Stil aufgerüstet wurde und die Werften einen ungeheuren Aufschwung erlebten. Tante Berta war hier als junge Frau, frisch verheiratet mit einem Schiffbaumeister, bereits Ende der Zwanzigerjahre eingezogen. Dann kam die Wirtschaftskrise und mit ihr die Arbeitslosigkeit und das Elend. Es folgten politische Unruhen, gerade in diesem Stadtteil. Sogar Schießereien zwischen Nazis und Kommunisten habe es in ihrer Straße gegeben und ein Toter habe unten auf der Straße gelegen. Genau vor ihrer Haustür, hatte sie erzählt. Einige Jahre später hatte der Krieg nicht viel übrig gelassen von der Stadt. Tante Bertas Wohnblock war glücklicherweise weniger stark zerstört worden und weist die ursprüngliche Gründerzeitfassade auf. Die Wohnungen verströmen einen Rest an nostalgischem Altbaucharme. Das Treppenhaus hat Holzdielen und donnerstags riecht es nach Bohnerwachs. Die meisten Nachbarhäuser sind triste Rotklinkerbauten der unmittelbaren Nachkriegszeit. Inzwischen war das Viertel bei Gastarbeitern aus der Türkei und Griechenland beliebt. Dadurch hatte

sich eine südländische Subkultur gebildet. Allerdings gibt es hier in letzter Zeit auch mehr und mehr soziale Konflikte, was wenigstens die Mieten niedrig hält.

Christoph schiebt sein Rad ins Treppenhaus an den grauen Briefkästen vorbei in den hinteren Bereich, wo das Schild hängt *Fahrräder abstellen verboten*, aber schon ein halbes Dutzend Räder stehen. Er schließt die Wohnungstür auf. Es riecht nach Essen. In Bertas Wohnstube flimmert der Fernseher, obwohl sie in der Küche ist und am Gasherd hantiert.

»Da bist du ja endlich! Musstest du so lange arbeiten, Junge? Setz dich erst mal hin. Ich habe Frikadellen mit Schnippelbohnen und weiße Soße gemacht.« Berta stellt die Bratpfanne voller Frikadellen auf einen Untersetzer auf den Tisch, daneben die Schüssel mit den Bohnen und eine weitere mit Kartoffeln. »Magst du 'ne weiße Brause dazu?« Berta sagt immer weiße Brause zu Zitronenlimo.

»Danke, Berta.« Er setzt sich an den Tisch.

Sie gießt ihm Limonade ein und lächelt gütig. »Die restlichen Frikadellen kannst du morgen mit zu deiner Arbeit nehmen, schmecken auch kalt mit Senf.« Christoph hat wirklich Hunger und lädt sich den Teller voll. Berta setzt sich dazu, ohne etwas zu essen. »Und«, fragt sie, »bekommt dein Vater bald Arbeit?«

Christoph kaut zu Ende. »Weiß nicht. Mit 50 gehörst du heutzutage zum alten Eisen. Es sieht ja ziemlich schlecht aus bei den Arbeitslosenzahlen. So eine schlimme Krise gab es wohl noch nie.«

»Ach was«, winkt Berta ab. »Wenigstens muss keiner hungern, wie damals, '29. Das war schlimm! Fast alle hier im Viertel waren arbeitslos. Erst als die Nazis kamen, wurde es besser.«

»Nur um welchen Preis!«, empört sich Christoph und spießt eine weitere Frikadelle aus der Pfanne auf.

»Ja, ich weiß, wir haben die Braunen nicht gewählt, obwohl es uns schlecht ging damals.« Sie schweigt einen Augenblick, überlegt, ob sie weitererzählen soll. »Am Anfang wurde es tatsächlich besser. Die Männer bekamen wieder Arbeit auf den Werften, aber eines Tages, haben sie den Krämer Rosenblum von gegenüber zusammengeschlagen und seinen Laden zerdeppert und alles vollgeschmiert. Unsere Männer waren zur

Arbeit, wir Frauen sind entsetzt runter auf die Straße, die plötzlich voller SA-Männer war in ihren kackbraunen Hemden. Wir standen nur da und sahen zu. Keiner hat was gemacht. Da habe ich mich geschämt, wie ich mich noch nie in meinem Leben geschämt habe, Christoph, das kannst du mir glauben.« Die alte Frau sieht ihn betroffen an.

»Was ist aus dem Rosenblum geworden?«, fragt Christoph.

»Die ganze Familie ist ein paar Wochen später verschwunden. Vor allem die Leute, denen der Rosenblum in schlechten Zeiten angeschrieben hatte, haben bösartig über die Familie geredet und sie denunziert. Pfui! Ich sage nur eines, mein Junge: Handel niemals gegen deine Überzeugung – niemals!« Sie macht eine Pause und seufzt. »Na ja, wir sind ja auch bitter bestraft worden dafür«, fährt sie fort.

»Inwiefern?«, will Christoph wissen.

»Inwiefern fragst du? Was meinst du, wie es in der Umgebung aussah nach dem Krieg? Wenn sie nur die Werften kaputt gemacht hätten, wo die U-Boote und das ganze Zeug gebaut wurde, aber hier, die Wohnungen? Das war nicht richtig, Christoph.« Sie schüttelt den Kopf.

»Euer Haus ist doch heil geblieben, Berta.«

Verdrossen winkt sie ab. »Ihr jungen Leute habt ja keine Ahnung.«

Er legt sein Besteck beiseite. Berta steht auf, räumt klirrend das Geschirr in die Spüle, sieht jetzt verärgert aus. Sie lässt heißes Wasser einlaufen für den Abwasch. Die Gastherme in der Ecke springt fauchend an.

DIENSTAG, 9. MÄRZ 1982

Die schrille Klingel an der Tür zur Probenannahme des Instituts ertönt. Ein Mitarbeiter öffnet. Ein weißer Lieferwagen mit dem Emblem der Firma *Ecosample*, einem Reagenzglas vor einer stilisierten Meereswelle, steht vor der Laderampe.

»Wir haben heute eine ganze Menge Zeug für euch!«, ruft der Fahrer und öffnet bereits die Laderaumklappe seines Wagens.

Christoph kommt heran, will dem älteren Kollegen von der Probenannahme helfen. Der Fahrer hat inzwischen mehrere Kühlboxen mit Wasserproben auf die Rampe gestellt. Dann folgen Schlamm- und Sedimentproben, zum Schluss ein Ordner mit den Begleitpapieren und Magnetbänder mit den Daten für das Rechenzentrum.

»Bis zum nächsten Mal, schönen Tag noch«, verabschiedet sich der Fahrer, startet den Motor und braust davon.

Christoph sieht die Papiere durch. Die Proben stammen aus einem Gebiet südöstlich von Helgoland. Ein gewisser Dipl.-Ing. Olaf Poggenhorn als verantwortlicher Leiter der Messkampagne hat die Papiere unterschrieben. Christoph untersucht zunächst die Wasserproben unter dem Mikroskop. Das Plankton ist ungewöhnlich verklumpt und unnatürlich verfärbt. So etwas hat er zuvor noch nie gesehen. Nach weiteren Untersuchungen kommt er zu dem Schluss, dass eine künstliche Einwirkung chemischer oder physikalischer Natur diesen katastrophalen Befund verursacht hat. Er geht zu Phill ins Sedimentlabor.

»Hast du dir die Proben von heute Morgen schon vorgenommen?«

»Ja, ich bin gerade dabei. Die oberen Schichten der Sedimentkerne, also das was sich zuletzt auf dem Meeresboden abgesetzt hat, weist eigentümliche Veränderungen auf, hat eine ziemlich hohe spezifische Dichte und mutet merkwürdig künstlich an. Die obere Schicht enthält eine Art Ton, Bentonit, wenn mich nicht alles täuscht. In der Sprache der Geologen würde man es allochthon nennen, also von auswärtig eingeschleppt, nicht hier vorkommend.«

»Der biologische Befund des Meerwassers ist niederschmetternd«, stellt Christoph fest. »Degeneriertes Plankton, kein einziges intaktes Kleinstlebewesen. Da wird kaum Sauerstoff im Wasser gewesen sein.«

Phill schüttelt den Kopf. »Wir sollten den chemischen Befund von Rica abwarten, aber so wie es aussieht, können wir die Proben vergessen. Die müssen das Gebiet erneut beproben lassen.«

»Was? Das willst du auf sich beruhen lassen? So niederschmetternd wie der Befund ist, so rätselhaft ist er auch. Gerade das ist Aufgabe der Wissenschaft, solche Phänomene aufzuklären. Möglicherweise sind wir einem Umweltskandal auf der Spur.«

»Ja, vielleicht hat ein Frachter irgendeine Chemiesuppe abgelaassen und die Trottel von Ecosample haben genau dort ihre Proben gezogen. Allerdings sind mir die unnatürlichen Sedimente rätselhaft, so was passiert nicht von heute auf morgen. Andererseits sind wir keine Überwachungsbehörde, sondern arbeiten im Kundenauftrag. Außerdem haben wir beide das nicht zu entscheiden.«

»Ja klar, das hatte ich vergessen«, gibt Christoph ärgerlich zurück und verlässt den Raum. Dann untersucht er weitere Proben dieser seltsamen Serie. Immer der gleiche Befund. Mit diesen Proben stinkt etwas zum Himmel, ist er überzeugt.

Erst am Nachmittag trifft er mit Rica im Büro zusammen. Er berichtet von seinen und Phills Untersuchungen. Sie wirkt ziemlich gestresst und scheint nur mit einem Ohr zuzuhören. »Ich konnte mir die Proben von heute Morgen noch gar nicht ansehen. Tut mir leid«, blockt sie mit müder Stimme ab.

»Hast du etwas dagegen, wenn ich direkt mit dem Vilbert darüber spreche?«, fragt er.

»Tu dir keinen Zwang an«, murmelt sie beiläufig, bereits wieder über ihre Auswertungen gebeugt.

Christoph zögert einen Augenblick, danach fasst er seine Beobachtungen und die von Phill in Stichworten zusammen, begibt sich in das erste Stockwerk und bittet bei Frau Sommerhuhn um eine Audienz bei ihrem Chef. Sie scheint heute für ihre Verhältnisse gut aufgelegt zu sein und spricht kurz ins Telefon, legt auf und wendet sich erneut Christoph zu. »Er hat gerade Besuch. Es dauert aber nicht mehr lange. Sie können auf dem Gang warten.«

Kurz darauf verlassen drei Männer in Geschäftsanzügen und Aktenkoffern das Büro. Einen von ihnen, er hat ein Bulldoggen-gesicht, könnte man für einen Schlägertypen halten, wenn er nicht so nobel gekleidet wäre. Grimmig blickend geht er an ihm vorbei. In dem Moment wird Christoph hineingerufen. Mit klopfendem Herzen betritt er den Raum, ist sich auf einmal gar nicht mehr so sicher, ob es eine gute Idee war, hier vorzusprechen. Es riecht nach Zigarrenqualm. Vilbert thront mit steiner-nem Gesichtsausdruck hinter seinem Schreibtisch.

»Nun, Herr Westfalen, Sie wollten mich dringend sprechen?«

Christoph berichtet hastig von seinen Untersuchungen, blickt hin und wieder auf sein Blatt. Vilbert hört konzentriert zu, bis das Telefon klingelt. Vilbert hebt ab, dreht auf seinem Bürostuhl herum und kehrt ihm beim Telefonieren den Rücken zu. Christoph sieht sich verstohlen um. Auf einem der riesigen Ablagetische in Vilberts Büro liegen quadratmetergroße Karten der Nordsee mit allerlei handschriftlichen Eintragungen und farbig markierten Arealen, sowie einer der reliefartigen Ausdrucke aus Doktor Herrlings Plotter. Sein Augenmerk fällt auf einen aufgeschlagenen Aktenordner mit stark vergilbten Papieren, der Text ist teilweise handschriftlich. Seitlich auf dem Blatt erkennt er einen Stempelaufdruck mit der Aufschrift *Geheimsache* und ein Dienstsiegel mit einem Hakenkreuz.

Vilbert knallt den Hörer auf die Gabel. Er sieht erschrocken, gleichzeitig ärgerlich, zu Christoph herüber. Dann tritt er eilig an den Tisch, schließt den vergilbten Ordner und stellt ihn in das Regal. Die Beschriftung des Etiketts kann Christoph von dort wo er steht nicht erkennen.

»Nun, Herr Westfalen, wo waren wir stehen geblieben?«

Christoph berichtet von der auffällig hohen Dichte der Sedimente und dem niederschmetternden biologischen Befund der aktuellen Probenserie. Als er geendet hat, blickt Vilbert sehr ernst.

»Gut, Herr Westfalen, ich werde mich gleich mit der Firma Ecosample in Verbindung setzen. Wenn Sie mir noch die Begleitpapiere bringen würden. Sie können sie bei Frau Sommerhuhn abgeben. Ich gebe Ihnen Bescheid, wie wir weiter verfahren. Bleiben Sie heute so lange im Institut, bis ich mich bei Ihnen melde!«

Als Christoph die Papiere bei Frau Sommerhuhn abgegeben hat und zurück ins Büro kommt, ist Rica wieder im Labor verschwunden. So grübelt er eine Zeit lang über seinen Untersuchungsergebnissen, schlägt in einigen Fachbüchern nach und vergisst ein wenig die Zeit.

Plötzlich steht Rica vor seinem Schreibtisch. »Ach, du bist ja doch noch hier. Ich habe mal eine dieser merkwürdigen Proben untersucht. Sind verschiedene Eisen- und Schwefelverbindungen drin, deshalb die schwarze Sedimentfärbung. Das ist nicht

so ungewöhnlich. Allerdings habe ich auch Hinweise auf andere metallorganische Verbindungen und irgendwelche Kunststoffkomponenten gefunden. Irgendetwas hat zum Verklumpen des Planktons geführt. Das dauert ein bisschen, das genau aufzuklären. Meiner Meinung nach hat jemand die Proben manipuliert, irgendwas reingekippt. Ich kümmerge mich morgen drum, muss jetzt los. Tschüss dann.« Sie wirft sich die Motorradjacke über die Schulter und geht. Christoph vertieft sich erneut in seine Lektüre.

Am Abend, als es schon dunkel ist, steht Vilbert höchstpersönlich in der Tür. »Herr Westfalen, gut, dass ich Sie antreffe. Die Leute von Ecosample haben einen Fehler gemacht. Wir werden daher das ganze heutige Probenmaterial verwerfen müssen. Beseitigen Sie also umgehend alle Proben und zwar gründlich.« Er greift in die Innentasche seines Sakkos und zieht einen Briefumschlag hervor. »Ich denke, Sie können einen kleinen Vorschuss gebrauchen, nicht wahr, Herr Westfalen?«

Christoph nimmt den Umschlag entgegen, bedankt sich und fühlt sich gleichzeitig überrumpelt. Vilbert wendet sich zum Gehen, dreht sich aber noch einmal um. »Ach, haben Sie bereits Protokolle von Ihren heutigen Untersuchungen angefertigt?«

»Ja.«

»Die geben Sie mir am besten gleich mit. Ich brauche sie, um den Leuten von Ecosample den Marsch zu blasen. Immerhin haben wir wegen deren Unachtsamkeit fast einen ganzen Arbeitstag verschwendet.«

Oder gerade nicht, denkt Christoph, der das Gefühl nicht loswird, irgendeiner merkwürdigen Sache auf der Spur zu sein. »In Ordnung, ich bringe sie Ihnen.«

Er steckt den Umschlag ein und geht ins Biolabor. Vilbert folgt ihm, sieht ihm auf die Finger, wie er die Protokolle aus einem Hefter zieht und ihm überreicht. »Dann beseitigen Sie jetzt restlos das Material! Kann ich mich auf Sie verlassen?« Vilbert sieht ihm durchdringend in die Augen.

Christoph nickt und macht sich an die Arbeit, kippt eine Wasserprobe nach der anderen in den Ausguss, schüttet die Schlamm- und Sedimentproben in die vorgesehenen Abfallbehäl-

ter. Allerdings, sagt er sich, was wäre er für ein Wissenschaftler, wenn er keine Rückstellmuster aufbewahren würde, und stellt wenige Proben ordentlich etikettiert in den Kühlschrank.

Draußen ist es ungemütlich. Schneeregen peitscht ihm ins Gesicht, als er mit seinem Rad das Gefälle zur Uferstraße hinabfährt. Ein letztes Aufbäumen des Winters, hofft er.

Bertas Wohnung ist gut geheizt. Sie sitzt in ihrem Wohnzimmer vor dem Fernseher. »Christoph, bist du es?«

»Ja, Berta.«

»Wenn du Hunger hast, auf dem Herd sind Königsberger Klopse, sind noch warm, brauchst dir nur auffüllen. Weiße Brause steht im Wandschrank.«

»Danke, Berta.«

Er hat tatsächlich einen Bärenhunger, war schließlich ein langer Tag. Aus dem Wohnzimmer klingt die Anfangsmelodie der Tagesschau.

Nachdem Christoph allein am Küchentisch gegessen und das Geschirr in die Spüle geräumt hat, will er sich in sein Zimmer zurückziehen. Da ruft Berta aus dem Wohnzimmer: »Christoph, willst du auch fernsehen? Gleich beginnt ein Krimi und danach gibt es *Dallas*, das dürfen wir doch nicht versäumen.«

»Nein, Berta, ich bin todmüde, ich gehe ins Bett. Danke für das Essen, war lecker.«

Er betritt seine Stube. Die 40-Watt-Glühbirne leuchtet trübe aus der altmodischen Deckenlampe. Das Zimmer scheint seit den späten Sechzigerjahren, als Bertas jüngster Sohn hier auszog, unverändert zu sein. Der über die Jahre vergilbte, massive Rippenheizkörper aus der Frühzeit der Zentralheizungstechnik gluckert beunruhigend unter dem Fenster. Sein Bett, eine hellblaue durchgelegene Schlafcouch, und ein Couchtisch mit hässlichem Plastikfurnier, auf dem nun seine Reiseschreibmaschine steht, ergänzen das anheimelnde Ambiente. In die Schreibmaschine ist seit Tagen ein leeres Blatt eingespannt, als Mahnung, rechtzeitig zu beginnen. Müde lässt er sich in einen der beiden Klubsessel neben der Blumenbank mit dem Gummibaum fallen. In einer Zimmerecke stehen zwei Umzugskartons, mehr oder weniger sein ganzer persönlicher Besitz, Klamotten, Bücher,

Schallplatten und, noch nicht angeschlossen, seine Stereoanlage, das Wertvollste, was er aus der gemeinsamen Wohnung mit Uta mitgenommen hatte: Technics Verstärker, Rotel Tapedeck, Dual Plattenspieler und für jede Studentenbude völlig überdimensionierte Mediac Lautsprecherboxen – 180 Watt Sinus! Wenn ich die Bässe richtig aufdrehe, fallen bei Berta die Gläser aus dem Schrank, grinst er in sich hinein. Bertas Gastfreundschaft in Ehren, aber sowie ich halbwegs zu Geld komme, suche ich mir eine eigene Bude. Apropos Geld, denkt er und reißt endlich den Umschlag auf. Vielleicht sind hundert Mark drin, das würde mich halbwegs komfortabel über den Monat bringen. Ein brauner Geldschein kommt zum Vorschein. Ein Fünfziger, denkt er, stattdessen ist es ein Fünfhunderter und nicht nur einer, sondern zwei!

»Tausend Mark, verdammte Scheiße!«, flüstert er und stößt Luft aus. Kleiner Vorschuss also. Er sieht noch einmal in den Umschlag. Nur die beiden Fünfhundertmarkscheine, kein Schreiben – nichts. Er hatte nicht einmal dafür quittiert. Wahrscheinlich muss ich morgen gleich bei der Wintergans antanzen und die Quittung unterschreiben. Bei so viel Kohle bekommt die Sache mit der Beseitigung der Proben einen merkwürdigen Beigeschmack. Am liebsten würde er sofort mit Rica oder Phill reden. Leider hat er nicht einmal deren Telefonnummern.

MITTWOCH, 10. MÄRZ 1982

Am nächsten Morgen ist Christoph schon sehr früh im Institut. Ricas R4 steht nicht auf dem Parkplatz, nur Doktor Herrlings alter Benz. Phill scheint ebenfalls nicht da zu sein, so beschließt er, erst einmal Kaffee zu kochen.

»Und du hast tatsächlich alle Proben weggekippt?«, fragt Rica ungläubig, als er ihr und Phill von Doktor Vilberts Anweisung vom vorigen Abend berichtet hat. Den Umschlag mit dem Geld erwähnt er allerdings nicht.

»Na ja, ich gebe es ja zu, mir kam es auch eigenartig vor.«

Rica schüttelt den Kopf. »Alle Sedimentproben sind wirklich weg? Wo hast du sie hingekippt?«